

Kultur



Wunsch nach Verfremdung und spielerische Leichtigkeit des Ausdrucks: Otto Tschumis «Eierkopf», 1957, Tempera auf Holz. Foto: zvg

«Man muss sie immer wieder zeigen»

Die ART-Nachlassstiftung will Werke von bildenden Künstlern vor dem Vergessen bewahren: Jetzt widmet die Galerie Bernhard Bischoff dem 1985 verstorbenen Berner Surrealisten Otto Tschumi eine Ausstellung.

Alexander Sury

Auf dem Pastellbild steht eine Dame mit ausladendem Hinterteil auf einem Sockel unter einem schwarzen Himmel, den Rücken dem Betrachter zugewandt. «Postament» hat Otto Tschumi das Bild aus dem Jahr 1970 genannt. Lässt man den Blick durch das Fenster daneben auf den Waisenhausplatz schweifen, so bleibt das Auge unweigerlich am Oppenheim-Brunnen haften. Für Galerist Bernhard Bischoff war schnell entschieden, dass dieses Bild von Otto Tschumi nur an exakter Stelle aufgehängt werden kann.

Meret Oppenheim sei als Surrealistin mit einigen ikonischen Werken wie der «Pelztasse» weltberühmt geworden, erklärt Bischoff, aber für ihn sei der 1985 verstorbene Tschumi, der bis heute in ihrem Schatten stehe, als Künstler «kompletter und vielseitiger» gewesen. Und er fügt hinzu: «Für mich ist Otto Tschumi einer der wichtigsten Künstler, die Bern je hervorgebracht hat.» Prägend für diese poetische, abgründige Bilderwelt zwischen Witz und Apokalypse war der Paris-Aufenthalt von 1936 bis 1940 zusammen mit seiner Frau, der Tänzerin Beatrice Tschumi. In der französischen

Metropole unterhielt er Kontakte zu Salvador Dalí, Hans Arp oder Max Ernst und entwickelte seinen unverwechselbaren surrealistischen Stil, in dem sich eine hohe technische Perfektion mit einer um die Motive Schiffe, Tiere und – immer wieder – menschliche Körper kreisenden Fantasie verband.

Der Autodidakt aus einfachen Verhältnissen verzeichnete grosse Erfolge, vertrat die Schweiz an diversen Biennalen, erhielt öffentliche Aufträge für Wandgemälde, war bei bedeutenden Ausstellungen präsent und in wichtigen Sammlungen vertreten. Und doch ist es in den vergangenen Jahren still geworden um den neben Max von Moos bekanntesten Schweizer Künstler des Surrealismus; die letzte grosse Ausstellung fand vor zehn Jahren im Kunstmuseum Bern statt, 2006 stellte die Galerie Kornfeld noch einige Werke aus dem Nachlass aus.

«Start eines Experiments»

Im vergangenen Herbst trat die ART-Nachlassstiftung erstmals an die Öffentlichkeit und informierte darüber, dass sie die Nachlässe von Margrit Jäggi, Norbert Klassen, Esther Altdorfer und Otto

Tschumi übernommen habe. Kunstschaffende und Erben von Künstlern können sich bei der ART-Nachlassstiftung bewerben. Der Stiftungsrat entscheidet über die Aufnahme eines Nachlasses. «Im Moment sind vier interessante Bewerbungen am Laufen», sagt der Galerist Günter Ketterer, Präsident der 2010 gegründeten Stiftung. Die Werke, die als Legate in das Archiv gelangen, werden nicht nur gelagert und archiviert, Kooperationen wie die mit Bischoff sollen dafür sorgen, dass sie in Ausstellungen der Öffentlichkeit präsentiert und vom Publikum wiederentdeckt werden. Den Galerien gegenüber tritt die Stiftung als Eigentümerin und Urheberrechtinhaber auf.

Aus dem Nachlass von Tschumi sind nun 17 Werke in der Galerie Bernhard Bischoff ausgestellt. Die Auswahl deckt annähernd ein halbes Jahrhundert ab. Eine frühe «Komposition» aus dem Jahr 1928 zeigt mit ihrer Collagetechnik von der damaligen Auseinandersetzung Tschumis mit den Kubisten und Hans Arp. Das Bild «Tänzerin und Clowns» (1976) besticht durch die Kombination geometrisch strenger Linienkonstrukte und amorphere Formen. Als «Start eines Experiments»

bezeichnet Bischoff die Ausstellung und meint augenzwinkernd, er diene als «Versuchskaninchen» der Stiftung. Vertraglich vereinbart ist, dass die Galerie Bischoff alle zwei Jahre eine Ausstellung mit Werken aus Otto Tschumis Nachlass einrichtet. Geplant ist eine Schau mit Selbstporträts des Künstlers, dem es dabei weniger auf Ähnlichkeit ankam als auf ein Spiel mit seiner wuchtigen Brille und der Verzerrung und Verfremdung seines Gesichts. Zur Betreuung des Nachlasses gehört auch dessen Aufarbeitung; dafür hat Bischoff eine Mitarbeiterin eingesetzt. «Die Betreuung eines Nachlasses ist ebenso wichtig wie die von lebenden Künstlern», ist er überzeugt, «man muss sie immer wieder zeigen und im Gespräch halten.» Der Galerist setzt sich hohe Ziele: Er will Otto Tschumi neu positionieren, ihn in künftigen Ausstellungen in einen produktiven Dialog mit Gegenwartskünstlern stellen und nicht zuletzt dafür sorgen, dass er künftig in grossen Surrealismus-Ausstellungen wieder seinen Platz bekommt.

Die Ausstellung in der Galerie Bernhard Bischoff im Progr dauert bis 12. April.

Was unter dem Korsett auch noch verborgen ist

Zwei Königinnen unter sich in einem Stück mit Patina: Das Effinger-Theater zeigt Dacia Marainis Version von Schillers «Maria Stuart».

Brigitta Niederhauser

Die Halskrause sitzt genauso fest wie das Korsett, eingesperrt sind sie beide in ihren Rollen. Ein Ausbrechen gelingt keiner der zwei Königinnen. Maria Stuart landet nach fast zwei Jahrzehnten im Kerker auf dem Schafott, Elisabeth von England bleibt bis zu ihrem Tod im hohen Alter die jungfräuliche Königin.

Inspiziert von Schillers Königinnen-drama «Maria Stuart», rückt die italienische Schriftstellerin Dacia Maraini ziemlich hemdsärmelig den beiden Herrscherinnen auf den eingeschnürten Leib. Unter dem Pomp und dem Korsett stochert sie nach deren ganz persönlichen Nöten und Sehnsüchten. Dabei schminkt Maraini Elisabeth den Keuschheitswahn ab und dichtet ihr ein erstaunlich selbstbestimmtes erotisches Liebesleben an. Zeuginnen der innersten Geheimnisse und Zwänge sind die beiden Zofen, Nähe und Abhängigkeit machen sie zum Spiegel der Launen ihrer Herrinnen.

In dieser Perspektive liegt einer der Reize dieser «Maria Stuart» von 1980, die Regisseur Markus Keller in der Inszenierung im Effinger-Theater geschickt ausspielt. Denn das Stück verlangt auch, dass die beiden Schauspielerinnen neben dem Part der Königin noch jenen der Zofe ihrer Gegenspielerin übernehmen.

Weder Läuterung noch Erlösung

So stereotyp und fast identisch die beiden Regentinnen mit roter Perücke, schwarzer Robe und Halskrause aufgemacht sind, so differenziert ist das Spiel von Sabine Lorenz (Maria) und Elke Hartmann (Elisabeth): flattrig und raffiniert die Maria, herb und bestimmt die Elisabeth. Auf zwei leicht abschüssigen Laufstegen, die sich überschneiden, inszeniert Markus Keller das Drama, rollt dieses seltsame Duell der beiden, die sich nie begegnen, auf einem Kreuzweg auf, an dessen Ende weder Läuterung noch Erlösung winkt.

In Kellers zweistündiger Inszenierung bleiben die beiden Königinnen aber nicht nur in ihren Rollen, sondern bis zuletzt auch in ihrem Jahrhundert gefangen. Zwar war Marainis «Maria Stuart» in den frühen Achtzigerjahren, als die Selbstbestimmung der Frau in einer männlich dominierten Welt noch breit diskutiert wurde, brandaktuell und gefragt. In den letzten 30 Jahren hat es aber noch mehr Patina zugelegt als Schillers Drama in den letzten 200 Jahren. Und die wird im Effinger-Theater, das diese «Maria Stuart» bereits 2002 gezeigt hat, noch ein bisschen dicker, weil das lange, wortreiche Stück weder von seinem komplexen historischen Ballast entschlackt noch mit neuer Brisanz aufgeladen worden ist.

Aufführungen bis 21. März.

Lenin, Stalin, Marx und Kamele

Für sein intelligentes Video über Vergangenheitsbewältigung in Litauen erhält Nicolas Cilin den Credit-Suisse-Förderpreis Videokunst.

Alice Henkes

«Das waren fünf Kanonenschüsse», sagt die Rednerin auf der Bühne. «Keine Champagnerkorken, sondern schweres Geschütz!» Das Publikum lächelt beifällig. In Nicolas Cilins Video «Stalin's World» ist die sozialistische Welt noch in Ordnung. So scheint es zunächst.

Nicolas Cilin erhält für seine wunderbare vielschichtige Arbeit zum Thema Geschichtsbewusstsein und Nostalgie in diesem Jahr den Credit Suisse Förderpreis Kunst. Der mit 8000 Franken dotierte Preis, der sich an Studierende richtet, wurde vor drei Jahren in Kooperation mit dem Kunstmuseum Bern ins Leben gerufen. Auf die schweizerische

Ausschreibung hin bewarben sich 56 Kunstschaffende, das sind mehr als doppelt so viele wie im Gründungsjahr des Preises. Neben dem Gewinner wählte die fünfköpfige Fachjury unter der Leitung von Kathleen Bühler, Kuratorin am Kunstmuseum Bern, sechs weitere Videoarbeiten in die Shortlist. Auch bei diesen Arbeiten dominieren gesellschaftliche und zeitkritische Themen.

Schmetternde Sowjet-Hymnen

Der Umgang mit der Vergangenheit ist das grosse Thema in der Arbeit des gebürtigen Franzosen Nicolas Cilin. In seinem 20-minütigen Video «Stalin's World» zeigt der 28-Jährige, der ein Promotionsseminar der Haute Ecole d'Art et de Design in Genf besucht, einen Freizeitpark in Litauen. Der von einem Unternehmer betriebene Nostalgiegarten präsentiert Lenin, Stalin, Marx und Co., in Stein gehauen oder in Bronze gegossen, dutzendfach zwischen Blumenbeeten und Kamelen.

Jurymitglied Simon Lamunière lobte in seiner Laudatio die eigenständige Sprache des Künstlers, die zwischen Dokumentarfilm und Kunstvideo angesiedelt ist. Das Video beginnt in bester Doku-Manier mit verschneiten Wäldern und schmetternden Sowjet-Hymnen. Stacheldraht rückt ins Bild. Heldenbüsten, die verloren auf einer Wiese herumstehen. Noch ist alles klar. Hier gehts um Vergangenheit, Version Ost.

Dann rückt eine Lenin-Parade ins Bild. Mit roten Fahnen und strahlenden Gesichtern und Tänzerinnen, bunt und knackig wie beim Karneval in Rio. Gehören die wirklich dazu? Und der als Lenin verkleidete Komiker? Die Litauer haben die russischen Besatzer stets innig gehasst. Und jetzt feiern sie Lenin. Oder ist das nur ein Ulk? Während man sich noch verwundert die Augen reibt, hat das Video die Pfade des dokumentarisch Eindeutigen längst verlassen. Man sieht Überwachungskameras im Park. Sind die echt? Das Personal im Museum des Parks will

nicht mit dem Kamerateam sprechen. Oder darf es nicht? Ist der Parkbetreiber ein kapitalistischer Despot? Oder ist das nur eine Parodie auf Überwachungsmechanismen der UdSSR? War früher doch alles besser, als man heute glaubt? Oder noch viel schlimmer? Oder gab es doch, um ein berühmtes Adorno-Wort zu nennen, damals so etwas wie ein richtiges Leben im falschen? Cilins Video verweigert jede Erklärung. «Er öffnet eine Tür, anstatt uns zu beruhigen», sagt Simon Lamunière treffend. Und das macht Cilin grossartig. Er nimmt den Betrachter mit in einen eigentümlichen Historienpark und macht dabei ganz beiläufig deutlich, dass die Vergangenheit keineswegs verständlicher ist als die Gegenwart.

Das Siegervideo ist bis zum 15. März im Ausstellungsraum des Kunstmuseums Bern im Progr zu sehen. Gemeinsam mit den sechs Arbeiten der Shortlist wird es an der Museumsnacht am 21. März in den Räumen der Credit Suisse gezeigt.

Menuhin School erhält Classic Award

Es schien, als ob auch er da sei: der 1999 verstorbene Violinvirtuose und Humanist Yehudi Menuhin. Zweifelsfrei war er in den Gesichtszügen seiner Tochter Zamira (geb. 1939) zu identifizieren. Auch Richard Hillier war extra nach Bern gereist, der Leiter der Menuhin School London nahm den Young Classic Award in Empfang. Der mit 20 000 Franken dotierte Preis wird seit 2007 von der Stiftung Johanna Dürmüller-Bol und Interlaken Classics gemeinsam im Wechsel an eine schweizerische und eine internationale Institution vergeben, die sich um die Nachwuchsförderung im Bereich klassische Musik verdient gemacht hat. Menuhin hatte die Schule 1963 gegründet, in der Stars wie Nigel Kennedy, Nicola Benedetti oder Valeriy Sokolov gross geworden sind. Der Ort der Preisübergabe durch Jurypräsident Vladimir Ashkenazy hätte übrigens nicht passender gewählt werden können: Sie fand im Yehudi Menuhin Forum statt. (mks)